

Hermann Umfrid

Erinnerungen an die Jahre 1930 bis 1934 in Niederstetten

Von Irmgard Umfrid mit einem Nachwort von Bruno Stern

Hermann Umfrid (20. Juni 1892 – 21. Januar 1934) wurde als Sohn des Stadtpfarrers Otto Umfrid, der als Mitbegründer der Deutschen Friedensgesellschaft in in- und ausländischen Kreisen bekannt war, in Stuttgart geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er als ältestes von vier Kindern in der weltoffenen Atmosphäre seines Elternhauses. Er sagte von sich: »Der Vater hat meine Lebensrichtung im Tiefsten beeinflußt.«

Seine wichtigsten Lebensdaten: 1910 Studium der Jurisprudenz. Ein Jahr später Überwechseln zum Studium der Theologie. 1914 Kriegsfreiwilliger. 1915 englische Kriegsgefangenschaft. Aufbau der Kriegsgefangenschule in Frith Hill und Handforth. Verlegung in ein französisches Repressalienlager nach Le Havre. Von dort wegen lebensbedrohlicher Erschöpfung vom Roten Kreuz in die Schweiz geholt. Nach Genesung Studium bei Leonhard Ragaz, Zürich. Ende 1917 Rückkehr nach Deutschland. Theologische Examen und unständiger Kirchendienst. 1922 bis 1929 Pfarrer in Kaisersbach (Württ.) und Jugendpfarrer des Bezirks. 1923 Heirat mit Irmgard Silcher. Vier Kinder. Lebhaftige Gemeindetätigkeit. Hinwirken auf ein verständnisvolles Zusammenleben der verschiedenen untereinander zerstrittenen religiösen Gemeinschaften durch gemeinsames Kennenlernen der gegenseitigen Anliegen. Arbeit mit der sich selbst überlassenen bäuerlichen Jugend durch damals noch weitgehend ungekannte musische Freizeitgestaltung. Außerdem enger Kontakt und intensive Arbeit mit den freien Jugendbünden. 1929 bis 1934 Pfarrer in Niederstetten, Oberamt Gerabronn (heute Main-Tauber-Kreis). Öffentliche Stellungnahme zu Problemen, die durch den Nationalsozialismus innerhalb der Gemeinde auftraten. 26. März 1933 Predigt nach dem Staatsakt (Ermächtigungsgesetz 24. März 1933), bezugnehmend auf den Judenpogrom in Niederstetten, der am Tag zuvor (25. März 1933) dort und an anderen Orten des fränkisch-hohenlohischen Gebietes stattgefunden hatte. Daraufhin Verfolgung durch die Vertreter der NSDAP.

Die Stadt Niederstetten, in welcher Hermann Umfrid im Jahre 1929 das evangelische Pfarramt übernahm, war seit langer Zeit der Mittelpunkt der weiteren Umgebung. Die großen Bauern kamen auf den – jetzt neu erbauten – Landstraßen in die Stadt gefahren, um dort ihre Geschäfte abzuwickeln: zur Getreideverkaufsgenossenschaft, zu den Roß- und Viehmärkten, aufs Rentamt, aufs Rathaus, zu den Ärzten, in die Apotheke und zum Notar, in die Tuch- und Kleiderläden und zu den vielen Handwerkern, die nicht nur für den täglichen Gebrauch arbeiteten, sondern die auch die ansässigen Händler als Gerber und Färber von Fellen (durch welche die letzteren selbst auf der Leipziger Messe bekannt waren) oder als Drechsler, Buchbinder und Diamantschleifer usw. belieferten. Es gab keine Industrie. Die vielen kleinen Gassen, die sich im Tal hin- und zum Schloß hinaufzogen, hallten wider von der Emsigkeit der Bürger. Auch gab es eine Realschule und eine sehr gute Gewerbeschule.

Beherrschte das Schloß von Westen her die Stadt, so lag im Osten, durch eine Reihe von Fachwerkhäusern von allem Lärm der Stadt abgeschirmt, die evangelische Kirche mit ihrem freistehenden Glockenturm in einem stillen Hof, der bis zum Jahre 1600 der Friedhof gewesen war. Unter seinen Pflastersteinen ruhten die alten Geschlechter. Die ursprünglich romanische Bauweise der Kirche sah man noch an dem Rundbogenportal, an den Umfassungsmauern, an einigen kleinen Fenstern und an anderem mehr. Dort lagen auch das evangelische Schulhaus und das Pfarrhaus mit seinem zauberhaften Garten, begrenzt durch die Stadtmauer mit dem rebenbewachsenen alten Fuchsturm.

Als Hermann Umfrid hier einzog, wurde er mit seiner Familie freundlich empfangen. Der Bürgermeister, ein ruhiger, Vertrauen erweckender Mann, holte uns am Bahnhof ab, und in der stillen Oase des Kirchhofes hatten sich Hunderte von Menschen versammelt, die den neuen Pfarrer begrüßen und einige Worte von ihm hören wollten. Es war eine warmherzige Atmosphäre, als er von der Pfarrhausstafel herab zu ihnen sprach. Auf der Seite standen schon die beiden Möbelwagen, die die Kaisersbacher Jugend zum Abschied mit Tannengirlanden und Herbstblumen über und über geschmückt hatte, und unsere drei Kinderlein stürzten sich jubelnd in den Garten, der ihnen noch reichlich Früchte entgegenschüttelte. Nach kurzen Wochen sollte sich ein viertes Kindchen dazugesellen.

Dieser Empfang trug viel dazu bei, daß wir uns bald heimisch fühlten, obwohl wir die Andersartigkeit der fränkischen Bevölkerung stark empfanden. Die Stadt machte einen sauberen, gepflegten Eindruck. Die Bürger hatten ein gesundes Selbstbewußtsein, sie wußten, was sie leisteten. Aber es war, als hätten sie die Unruhe der Zeit noch nicht wahrgenommen. Wir dagegen hatten sozusagen den ersten Gongschlag einer anderen Zeit schon gehört. Denn es war im Kaisersbacher Bezirk 1927 ein Pfarrer in die NSDAP eingetreten und hatte sich in der Pfarrerversammlung schon damals eifrig dafür ausgesprochen, daß das Alte Testament aus der Bibel ausgemerzt und dafür die Edda eingeführt werde. Durch ein Gespräch mit Hermann Umfrid stellte sich allerdings heraus, daß jener die Edda noch nicht gelesen hatte, während Hermann Umfrid und ich uns schon mit ihr in den verschiedenen Lesarten beschäftigt hatten¹.

Dieser unfundierte Idealismus bei den Nationalsozialisten, von dessen verführerischem Schwung sich schon die akademischen Schichten begeistern ließen, war sehr besorgniserregend. Hermann Umfrid in seiner Geschichts- und Weltkenntnis sagte zu mir: »Wenn diese an die Regierung kommen, kommt ein großer Krieg, und dann ist alles kaputt.«

So war es denn überaus seltsam für uns, hier in einen völlig unberührten Ort zu kommen: Diese Menschen lebten ihr tägliches Leben in guten althergebrachten Sitten und Gebräuchen, wozu auch der sonntägliche Kirchgang und die hohenlohisch-fränkische Höflichkeit im Umgang miteinander gehörten. Es gab keine tiefeschürfenden Fragen, weder der Weltanschauung noch der sozialen Ordnung noch der Politik. Hermann Umfrid versuchte nun, zu den einzelnen Kontakt zu bekommen. Er hoffte, helfen zu können, daß die Eintracht zwischen der konfessio-



nell gemischten Bevölkerung erhalten bleibe, auch wenn die Unruhen, die er am politischen Horizont heraufziehen sah, dies erschweren würden.

Er hatte aber nicht nur Niederstetten mit den Filialen zu versorgen, sondern zwei Jahre lang auch die Gemeinde Oberstetten, die – wie man ihm erst bei seinem Einzug gesagt hatte – »im Augenblick vorübergehend keinen eigenen Pfarrer hatte«. So hatte er übergenug zu tun, denn damals mußte auch die Kirchenpflege mit der Steuerveranlagung vom Pfarrer gemacht werden. Hatte man einen »Helfer«, so war es ein völlig ungeschulter Mann, der nur dabei sein mußte, damit man mit den Geldgeschäften zu zweien war, und der zumeist durch seine Unbeholfenheit nur störte. Aber durch seine verbindliche Art bekam Hermann Umfrid schon nach kurzer Zeit eine gute Beziehung zu den Menschen, und so war – wie Dekan Otto Hohenstatt sich bei seiner Visitation nach zwei Jahren ausdrückte – eine freudige und sonnige Stimmung zu spüren, als er mit dem Pfarrer durchs Städtchen ging.

Doch gab es nach der ersten glückhaften Zeit Einbrüche in diese Harmonie. Der erste war die unerwartete Versetzung des katholischen Stadtpfarrers, mit dem Hermann Umfrid in bestem Einvernehmen gelebt und in welchem er einen ihm ebenbürtigen Gesprächspartner gefunden hatte, was ihn in dieser abgelegenen Gegend besonders beglückte. Als dessen Nachfolger wurde ein junger fanatischer Mann eingesetzt, und bald gab es – zunächst unter den Schulkindern – Streit, wenn die katholischen Kinder von ihrer Schule oben am Schloß herunterliefen und ihren bisherigen Spielkameraden »Ketzerkinder« nachriefen. Natürlich wollten sich das die evangelischen Eltern nicht gefallen lassen. So gab es Uneinigkeiten zwischen den befreundeten Familien und an den Stammtischen. Auch vor dem Turnverein machte der Streit nicht halt, und er steigerte sich, als eine – zwar noch kleine – nationalsozialistische Partei gegründet wurde. Die Juden unter den Turnern verlangten in ihrer begrifflichen Verstimmung über die Judenhetze, daß kein Turner in die nationalsozialistische Partei eintrete und kein Parteigenosse in den Turnverein aufgenommen werde². Hermann Umfrid, der als guter Turner in den Turnverein eingetreten war und regelmäßig zum Turnen ging, äußerte seine Meinung dahin, daß das deutsche Volk eine demokratische Verfassung habe und daß jeder der Partei zugehören könne, die er für sich für die richtige halte. Der Turnverein sei keine politische Angelegenheit, vielmehr eine gemeinsame Sache, in der gerade das Turnen das unpolitische Gemeinsame sei. Es gelte, die unterschiedliche Bewertung der Parteien zurückzustellen und zugleich darauf zu achten, daß im Turnverein sich kein Parteienhaß breitmake. Die Parteigenossen der NSDAP jubelten dem Pfarrer zu, denn sie nahmen noch nicht wahr, welche Anforderungen er damit an sie stellte. Die Juden aber waren sehr enttäuscht, daß man ihrem Antrag nicht stattgegeben hatte. Hermann Umfrid merkte es wohl. Er machte einen Besuch bei einem der angesehensten Juden und sprach mit ihm darüber, daß eine schwere Zeit im Anzug sei, zunächst besonders für die Juden; man dürfe nicht unklug sein und durch Ungesetzlichkeit die Gegner reizen. Er möge darauf hinwirken, daß die jüdische Bevölkerung vorsichtig sei und sich zurückhalte. Es sei auch besser für die Juden,

wenn sie sich aus der Presse zurückziehen und keine scharfen Artikel mehr schreiben würden, sondern möglichst unauffällig lebten.

Aber der Ernst der politischen Lage, der ja in ganz Deutschland von den Einsichtigen zu spüren war, konnte offenbar von den Juden dieser Stadt noch nicht gesehen werden. Im Gegenteil: Die jüdischen Familien waren tief gekränkt, denn sie meinten, man könne die gesellschaftliche Ordnung durch Verbieten aufrechterhalten. Sie liebten Deutschland als ihr Vaterland. Sie waren im Ersten Weltkrieg gerade so wie die anderen Bürger als Kriegsfreiwillige zu den Fahnen geeilt; sie hatten die gleichen Orden und Ehrenzeichen bekommen wie diese, und sie hatten ihre Gefallenen gehabt. Dazu hatten in Niederstetten einige Reiche unter ihnen beträchtliche Zuwendungen an die Stadt gemacht. So fühlten sie sich als die Stärkeren. Und als die Nationalsozialisten mit ihren Sticheleien nicht aufhörten, versuchten sie, sich gegenüber den Parteigenossen durchzusetzen, indem sie vor das Parteilokal bei jeder Versammlung einen Aufpasser hinstellten und jeden aufschreiben ließen, der da hineinging.

Mit solch kleinen Störungen ging das Jahr 1932 hin. In ganz Deutschland herrschte eine Hochspannung, die sich durch die Arbeitslosigkeit und durch das Anwachsen der NSDAP zusehends steigerte. Oftmals kamen Arbeitslose ins Pfarrhaus, die auf einer Wanderung begriffen waren und baten um etwas Essen oder Geld. Sie wurden mit an den Tisch genommen und erzählten meist interessante Dinge von ihrer Wanderschaft. Sie wollten ihre Arbeitslosigkeit dazu benützen, ein Stück Welt kennenzulernen. Oft waren prächtige Leute dabei. Sie nahmen es nicht tragisch, daß sie meist als Vagabunden und Bettler angesehen wurden, natürlich auch in der kleinen Stadt Niederstetten, wo nur eingesessene Bürger lebten, die solch ein Wanderleben nicht begreifen konnten und den Kopf über die Pfarrleute schüttelten, die diesen Leuten Obdach gewährten. Doch waren diese »Besuche« ein Fenster in das große Deutschland hinaus, ungefärbt durch die Presse.

Mit den Pfarrern im Bezirk konnte Hermann Umfrid nicht viel Austausch pflegen. Bei den Pfarrversammlungen wurde nach dem amtlichen Teil politisiert, und zwar zugunsten der NSDAP, von der die meisten einen Wiederaufstieg Deutschlands erhofften. Er hatte wohl zuerst versucht mitzureden, aber auf seine Ansichten wurde nicht gehört. Von ihm galt auch, was Professor Walther Schücking, der Jurist, über seinen Vater, Otto Umfrid, in seinem Gedenkwort zu dessen Friedensarbeit gesagt hatte: »Mächtiger wie in der Mehrzahl seiner Zeitgenossen lebte in ihm der Rechtsgedanke, und wenn tiefere Denker es lange vor dem Ersten Weltkrieg als den Krebschaden unserer Zeit bezeichnet haben, daß bei der im Schatten Bismarcks aufgewachsenen Generation die Idee der Macht die des Rechts verdrängt hatte: Umfrid war von solcher geistiger Erkrankung frei.«

Dann kam das Jahr 1933; Adolf Hitler wurde Reichskanzler, und die Nationalsozialisten triumphierten lautstark und stellten nun ihrerseits vor die Türen der Judenläden Aufpasser, die jeden aufschrieben, der – wie gewohnt – dort kaufen wollte. Am 24. März 1933 fand der Staatsakt in Berlin statt, der das Ermächtigungsgesetz brachte. Am Tage darauf, einem Sonnabend, als die Bürgermeister des ganzen

Bezirks schon früh zur Amtsversammlung in die Oberamtsstadt gefahren waren, kam völlig unerwartet am frühen Morgen ein Lastauto mit fremden SA-Leuten angefahren. Die Juden – die Männer – wurden auf das Rathaus geholt und dort mit Gummiknüppeln schwer geschlagen³. Der Ortspolizist bewachte die Rathautreppe, damit niemand hinauskonnte. Darauf wurden sie entlassen und konnten von ihren Angehörigen, die vor dem Rathaus warteten, nach Hause genommen werden. Die SA-Leute fuhren wieder weg, so rasch wie sie gekommen waren, und ließen die ganze Stadt in Angst und Schrecken zurück.

Kurz darauf kam die evangelische Krankenschwester, eine resolute Person, weinend ins Pfarrhaus. Sie war zu den Betroffenen gerufen worden und hatte schon mehrere besucht. Sie schilderte, daß die Leute am ganzen Leib grün und blau geschlagen waren, manche in Lebensgefahr seien und in die Klinik nach Würzburg gebracht werden müßten (in anderen Orten gab es Todesfälle)⁴. Niemand wußte zunächst, woher die SA-Leute gekommen waren. Jedermann erwartete einen neuen Überfall, der jedem gelten konnte; denn man hatte erfahren, daß der katholische und der evangelische Pfarrer ebenfalls hätten geschlagen werden sollen, daß dies aber ein der NSDAP zugehöriger Mann, der zugleich Mitglied des Kirchengemeinderates war, verhindert hatte.

Eine düstere Stille lag über der Stadt. Alle Einwohner hatten ihre Türen und Fensterläden fest verrammelt. Niemand wagte sich auf die Straße. Es war eine unheimliche Stimmung den ganzen Tag und die ganze Nacht. Hermann Umfrid war sehr ernst. Er sprach mit mir darüber, daß er den Einwohnern beistehen müsse, die rechte Stellung zu diesem ungesetzlichen Vorgehen zu gewinnen. Nachdem er sich genau informiert hatte, arbeitete er an einer Predigt, die er mir kurz vor Mitternacht vorlas, um mit meinem Einverständnis diesen Schritt zu tun.

Die Krankenschwester war am Sonnabend mehrmals wieder gekommen, um ihm immer Neues von den erschütternden Fällen zu berichten, und sie flehte ihn zugleich an, am kommenden Sonntag im Gottesdienst nichts über das Vorgefallene zu sagen, um sich nicht noch in größere Gefahr zu begeben. Ich dagegen wußte, daß ich ihn nicht zurückhalten durfte; ich hoffte inbrünstig, daß der Schutz Gottes über ihm sei und daß er das rechte Wort finden möge.

Am Sonntagmorgen war die Kirche gedrängt voll mit Menschen, die alle ein helfendes Wort erwarteten. Hermann Umfrid war sich seiner Verantwortung voll bewußt. Er sprach sehr ruhig und mit großem Ernst. Schon während seines Sprechens fühlte man, wie der lähmende Druck von den Zuhörern wich, wie sie wieder Mut faßten, wie die Hoffnung wieder in sie einzog, und sie gingen neu belebt nach Hause. Die verrammelten Türen wurden wieder geöffnet und die Fensterläden zurückgeschlagen. Die Leute standen auf den Straßen beieinander und besprachen sich. Der Pfarrer hatte das zurechtrückende Wort gefunden, und neues Leben war dadurch in die Stadt eingekehrt⁵. Hermann Umfrid ging dankbar aber still mit mir nach Hause. Wir ahnten, daß wir einen schweren Weg beschritten hatten.

Am Sonntagnachmittag kam auch schon der Bürgermeister und verlangte im Auftrag der Partei, daß Hermann Umfrid seine Predigt widerrufe. Dieser antwor-

tete dem Bürgermeister in aller Ruhe, daß er mit vollem Bewußtsein gehandelt habe und daß ein Widerruf nicht in Frage komme. Der Bürgermeister blieb ebenfalls ruhig, es gab weder einen Auftritt bei dem Gespräch noch sonst eine Aufregung. Der Bürgermeister jedoch verstand nicht, daß es zugleich mit den Juden als einer anerkannten Minderheit im Staate auch um den Rechtsschutz des ganzen Volkes ging: daß dieser Pogrom, der sich in vielen Orten des hohenlohisch-fränkischen Gebietes zugetragen hatte, ein erster Einbruch in den Rechtsstaat war, dem es ohne Aufschub und Bedenken zu steuern galt, und zwar nicht nur durch den Pfarrer als den Vertreter des christlichen Gewissens, sondern genauso durch den Bürgermeister als das weltliche Oberhaupt der Stadt (wie es auch der Mergentheimer Landrat getan hatte – was allerdings erst später zu erfahren war⁶).

Als der Bürgermeister gegangen war, waren wir sehr still in unseren großen Sorgen. Wir waren zwar gefaßt, weil wir uns einig wußten und unbescholten vor Gott. Doch wurde uns schon am nächsten Tag mitgeteilt, die Partei habe nach Stuttgart berichtet; was und wem, wurde dabei nicht gesagt. Wir besuchten zusammen den zuständigen Dekan. Aber auch bei ihm konnten wir kein letztes Verstehen finden. Er nannte das Vorgehen gegen die Juden »Volksjustiz«, wie es manche Menschen taten. (Später ist es ihm sehr schwer gewesen, daß er damals noch nicht klar sah.) Bald erhielt Hermann Umfrid von der evangelischen Kirchenleitung die Aufforderung, die Predigt einzuschicken, was er auch ohne Zögern und mit einem kurzen, aber sorgfältigen Bericht und mit der Bemerkung tat, daß die Predigt in ruhigem Ton gesprochen war. Nach wenigen Tagen kam die Antwort der Kirchenleitung an den Pfarrer und an den Kirchengemeinderat. Da in letzterem einige Parteigenossen saßen, wurde der Inhalt bald bekannt: Die Kirchenleitung hatte die Predigt abgelehnt mit der Rüge, sie gehe über den Rahmen einer evangelischen Predigt hinaus. Damit war die Gesetzlosigkeit sanktioniert, und auch wir, die Pfarrleute, waren ohne Schutz. Wir erlebten zwar mit Staunen, daß in Niederstetten keine Ausschreitungen mehr gegen die Juden geschahen, solange Hermann Umfrid sein Amt dort versah. Er selbst aber war von da an zermürbenden Schikanen durch die Partei ausgesetzt.

Nachdem Hermann Umfrid der »Theologischen Arbeitsgemeinschaft des Köngener Bundes in Deutschland« den Hergang des Pogroms und die Ablehnung der Predigt durch die Württembergische Kirchenleitung geschildert hatte, verfaßte er im Auftrag dieser Theologen eine Eingabe an die »Württembergische evangelische Kirchenleitung«, die evangelische Kirche möge womöglich im Zusammenschluß mit evangelischen Kirchen anderer Länder dieses ungesetzliche Vorgehen öffentlich verurteilen, um den inneren Frieden und den Rechtsstaat zu schützen. Diese Eingabe wurde von allen Theologen des Köngener Bundes unterschrieben. Aber die evangelische Kirchenleitung in Stuttgart blieb stumm und gab keine Antwort. Damit war die letzte Möglichkeit versäumt, dem Unrechtsstaat zu steuern. Hermann Umfrid, der in dieser Zeit schon laufend unter politischer Überwachung stand, versah sein Amt weiter und suchte zu helfen und aufzurichten, wo er konnte. Einiges aus den letzten zehn Monaten seines Lebens sei berichtet. Ein schweres

Problem für die meisten Menschen war der Hitlergruß. Auch in Niederstetten war die innere Unruhe der Einwohner darüber groß, und sie wuchs, als dieser Gruß eine staatliche Einrichtung und für jeden zur Pflicht wurde. Hermann Umfrid entschloß sich, einen Gemeindeabend über dieses Thema zu halten. In Kürze sei wiedererzählt, was er an diesem Abend in einem gedrängt vollen Saal zu den Zuhörern sprach. Zunächst, was es mit dem schönen Wort »Heil« von alters her auf sich habe: nämlich, daß wir alle Heil brauchen, wenn wir überhaupt leben wollen, und daß wir, die Pfarrleute, deshalb einem unserer Kinder den Taufnamen »Heilgart« gaben, weil wir unseren Kindern das Heil, das von Gott kommt, wünschen. Immer komme das Heil von *Gott*, wenn wir spüren, daß wir bei unseren Aufgaben mit Heil gesegnet worden seien. Heil komme nie von einem Menschen. Auch Jesus von Nazareth, der »Mensch an der Menschheit statt«, der so viel Heil brachte, daß man ihn den Heiland nannte, habe nichts unternommen, ohne vorher sich von Gott, seinem Vater, des Heils zu versichern. Es wäre also falsch – sagte Hermann Umfrid –, wenn wir den Gruß »Heil Hitler« so auffassen würden, als ob von jetzt ab unser Heil von einem Menschen, von Hitler, käme. Auch Hitler müsse sich von Gott Heil erbitten, wenn er die schwere Aufgabe, der Führer eines großen Volkes zu sein, bewältigen wolle: »Und dabei kann jeder helfen, indem er, wenn er mit ›Heil Hitler‹ grüßt, wie es jetzt vom Staate angeordnet ist, daran denkt, daß er Hitler für sein schweres Amt Heil wünscht, was er wahrhaftig brauchen kann.« Von diesem Gemeindeabend an spürte man deutlich, wie erleichtert die Menschen waren.

Oder ein anderes Beispiel: Der junge, neu eingesetzte – wahrscheinlich für diese Stelle besonders befähigte – jüdische Lehrer Alex Roberg schrieb später, Hermann Umfrid habe ihm als einziger in der Stadt bei seinem Antrittsbesuch angeboten, er möge sich ohne Bedenken bei jeder Schwierigkeit an ihn wenden.

Oder: Im Bezirk war ein jüngerer Pfarrer, der ein eifriger Nationalsozialist und fanatischer Judenhasser war. Dieser kündigte in der Pfarrversammlung an, er werde damit beginnen, in jedem Ort einen Vortrag über die Juden zu halten, um die Menschen über diese »Pest der Menschheit« aufzuklären. Hermann Umfrid sagte zu ihm: »Willst Du nicht in unserem Ort damit beginnen?« Der andere stimmte freudig zu, und sie machten einen Termin aus. Zu mir sagte mein Mann: »Damit wir gemütlich beisammensitzen können, richte Du einen schönen Kaffeetisch her.« Als dann der Gast kam, setzte er sich mit Befriedigung mit uns zusammen, und bald kam ein Gespräch in Gang, zunächst über Haus und Kinder, und langsam lenkte Hermann Umfrid auf die Judenfrage ein. Er fragte den Gast nach seinen Ansichten, und dieser gab gerne und wichtig Antwort. Hermann Umfrid stellte dem Gast immer neue Fragen, und dieser merkte nicht, daß er einen Menschenkenner vor sich hatte, der ihn zum Denken über sein Thema zwang ohne alle Schärfe, wie man einen jungen Bruder geistig führt. Ich hörte still zu. Es war nicht das erste Mal, daß ich erlebte, wie mein Mann einen Irrenden zu guten und fruchtbaren Gedanken führte mit seiner großen Einfachheit und Bescheidenheit, so daß der andere sich nie als der Unterlegene fühlte. Mit der Zeit zog der junge Pfarrer seinen Vortrag aus der Brusttasche und fing an, zu streichen und Eintragungen zu machen – waren ihm

doch neue Gedanken gekommen. Er war eifrig dabei, und als er am Abend seinen Vortrag hielt, war keine Spitze mehr gegen die Juden darin. Es war ein Vortrag über die Entwicklung des jüdischen Volkes durch die langen Zeiten hindurch. Nachher sagte Hermann Umfrid zu mir: »Ich kann ja nur noch durch solch kleine Dinge den größten Unfug im Ort verhüten, aber – fügte er traurig hinzu – gegen den kommenden Krieg können wir nichts tun.«

Immer öfter wurde er auf die Parteistelle geholt, zu immer neuen Verhören über die absurdesten Vorwürfe, die ihm dort gemacht wurden. Wenn es nur die kleinen Niederstetter Parteileute gewesen wären: mit denen wurde er fertig; aber sie waren die ausführenden Organe der Hintermänner, die den ersten Judenpogrom inszeniert hatten und die ihn um sein Amt bringen wollten. So forderten diese Auseinandersetzungen einen immer größeren Kraft- und Zeitaufwand, die ihn zusehends ermüdeten. Meist wollte er zu Hause nichts davon erzählen. Damit schützte er die friedvolle Stätte seines Hauses, die ihm so nötig war. Einmal sagte er in gepreßtem Ton: »Man kommt bald ins KZ.« Was das bedeutete, wußte er aus der Kriegsgefangenschaft in dem Repressalienlager von Le Havre. Weil er gesagt hatte, »man« kommt ins KZ, wußte ich, daß auch ich gemeint war. Was sollte aus den Kindern werden? – Dieser Konflikt zwischen seinem inneren Auftrag und Amt und zwischen seiner Familie rieb ihn zusehends auf.

Aber man muß nicht denken, daß er irgendjemandem seine innere Verfassung zeigte. Jeder sagte später: »Wir haben ihn immer als einen freudig in seiner Arbeit stehenden Menschen gekannt.« Nur ich wußte: So einfach war es nicht. Aber was konnte ich mehr tun als versuchen, ihm sein Haus so heimatlich wie möglich zu machen? Und einmal sagte er: »Es gibt Krieg, es kann höchstens noch sechs Jahre dauern; ich will mich zur Sanität melden, wenn man nicht auf Menschen schießen will, muß man sich zeitig vorsehen.« Daß er so genau wußte, was auf uns zukam, war eine zusätzliche Last für ihn, denn niemand dachte dort an Krieg.

Er stand im Briefwechsel mit Freunden, um über die Lage im übrigen Deutschland zu erfahren. Er nahm teil an der Entwicklung der Jugendbünde und fuhr im Oktober 1933 zu einer Tagung derselben. Er kam sehr bedrückt zurück: Der Köngener Bund hatte sich gespalten, der größere Teil zumeist mit jüngeren Menschen wandte sich unter Wilhelm Hauer der »Deutschen Glaubensbewegung« zu, der kleinere Teil mit den Älteren war unter der Führung von Rudolf Daur dem Köngener Bund treu geblieben, der die aufgeschlossene Haltung gegenüber Andersdenkenden als eine Übung der christlichen Grundhaltung verstand. Besonders schmerzlich war es ihm, daß er bei den Gesprächen mit so manchen alten Freunden wahrnehmen mußte, wie sehr diese noch den bündischen Belangen verhaftet waren und wie sie nicht fähig waren, die ihm eigene Weltsicht mit den Sorgen um die nahe politische Zukunft Deutschlands und Europas mit ihm zu teilen.

So kam er einsamer zurück als er gegangen war und konnte nichts tun, als sich wieder dem engen Rahmen seiner täglichen Aufgaben zuzuwenden: Er machte zwischen den Amtshandlungen unermüdlich Hausbesuche, er ging auf die Filiale hinaus und redete mit den großen Bauern, die durch das Erbhofgesetz in eine ganz

neue Lage gekommen waren. Und wenn er am späten Abend im tiefen Dunkel nach Hause kam, war ich jedesmal glücklich, ihn wieder unversehrt heimkommen zu sehen. Denn einmal wurde er von einem Parteigenossen in der Nacht überfallen, so daß er nur noch mit Mühe unser Haus erreichte.

Er sammelte die Jugend und sang und machte Spiele mit ihr⁷; und er übte auf Weihnachten mit den Lehrern und älteren Schülern zusammen ein Krippenspiel ein, das, in der Kirche aufgeführt, eine unvergeßliche Erinnerung an die letzte Zeit seines Lebens ist. In den wenigen stillen Stunden, die er sich in den Weihnachtstagen gönnen konnte, waren wir mit den Kindern noch im Frieden dieses Festes beieinander.

Im Januar 1934 erfolgte ein neuer Angriff von seiten der Partei. Der Kreisleiter forderte, er solle sein Amt niederlegen. Die Auseinandersetzung mit schweren Androhungen durch einen verantwortungslosen Menschen, der die Macht hinter sich hatte, brachte ihn in eine ausweglose Situation, die zu seinem Tode führte. Die Nachricht vom Tod Hermann Umfrids ging wie ein Sturm durch die ganze Gegend. Schrecken und Teilnahme mischten sich mit der liebevollsten Hinwendung zu mir und meinen Kindern. Die Erschütterung über seinen Tod brachte viele Menschen zur Besinnung, welcher Konfession sie auch angehörten, und sie erschrakten, daß sie ihn in seinem Kampf so allein gelassen hatten. Es war, als ob sie plötzlich ihre innere Orientierung wiedergefunden hätten, als wüßten sie wieder, was gut und was böse ist. Sie hatten wohl unbewußt gemeint, daß es genüge, wenn die Kirche zu seinen Gottesdiensten immer mit Menschen überfüllt war; aber gerade dies hatte die Parteileute gereizt.

Mein und unserer Kinder Abschied zeigte, wie stark sein Wesen in den Herzen seiner Gemeindeglieder lebte. Langjährige Feinde schlossen Frieden im Gedenken an ihn. Andere träumten von ihm, daß er ihnen begegnete und freundlich mit ihnen redete oder daß er ihnen in einer schwierigen Situation helfe, was sie dann im Tagesbewußtsein anwenden konnten. Ein Lehrer der evangelischen Volksschule sagte: »Wir jungen Leute können ja heute oft mit dem Christentum nicht mehr viel anfangen, aber wir werden unser ganzes Leben lang nicht vergessen, daß hier einer gelebt hat, der nicht den kleinsten Schritt von seiner Überzeugung und von der Liebe gewichen ist.«

Die Juden schrieben in ihren Beileidsbriefen: »Eine Krone ist gefallen . . .« – damit ist der Bewahrer des Gesetzes gemeint. »Ein Prophet ist von uns gegangen . . .« – damit ist auf seine Voraussicht auf die für die Juden besonders schwere Zeit hingedeutet. »Unser Beschützer ist nicht mehr.«

Der Dekan bot mir an, er wolle die Sache dem Gericht übergeben. Jedoch dies lag mir fern. Abgesehen davon, daß kein Gedanke der Vergeltung in mir Platz hatte, war mir klar, daß dieses freundschaftliche Angebot völlig sinnlos war. Die Entwicklung des politischen Lebens war zu weit fortgeschritten. Hermann Umfrids Schwager, Karl Hartenstein, war während dieser Begebenheiten nicht in Deutschland. Später, als er Prälat von Stuttgart war und als die Kirchenleitung vor Kriegsende 1945 evakuiert wurde, blieb er mit nur einem Mitarbeiter während des

Einmarsches der fremden Truppen als Vertreter des Landesbischofs in Stuttgart zurück. Damals muß er auf die 1933 an die Kirchenleitung eingeschickte Predigt Hermann Umfrids gestoßen sein; denn er äußerte sich zum ersten Mal über die Ereignisse in Niederstetten. Er sagte: »Hermann ist an der vordersten Front gefallen.«

*

Während diese Blätter geschrieben wurden, erreichte mich ein Brief aus Detroit (USA) von Alex Roberg, dem jüdischen Lehrer, von dem oben erzählt wird. Er schreibt: ». . . Es freute mich zu hören, daß Sie und Ihre liebe Familie die schreckliche Zeit überlebt haben und daß Ihre Kinder ihren Platz im Leben gefunden haben. – Vor einigen Wochen war ich bei meinem Freund Bruno Stern in New York. Ich zeigte ihm Ihren Brief, und dies brachte viele alte Erinnerungen zurück. Wir kamen zu dem Entschluß, daß es Herr Pfarrer Umfrid verdient hat, in der Gedenkstätte von ›Yad Vashem‹ in Jerusalem eingetragen zu werden. Rings um ›Yad Vashem‹ ist ein Wald angelegt, und jeder Baum trägt den Namen eines Helden, der den Mut hatte, trotz aller Gefahren seine menschliche Haltung zu bewahren. . . .«

Nun bekam ich am 27. Dezember 1979 eine Postsendung, deren Absender mich den Inhalt schon erahnen ließ. Ich war ganz allein und öffnete sie langsam. Es war die Urkunde über einen »Umfrid-Gedenk-Garten« in dem Märtyrer-Wald von Jerusalem. Die noch überlebenden, in alle Winde zerstreuten Mitglieder der einstigen jüdischen Gemeinde Niederstetten ließen diesen Garten anlegen. Der Inhalt der Urkunde und des beigefügten Briefes lautet auszugsweise: »Die hohen Ideale dieses Kämpfers für Menschenrecht und Menschenwürde bleiben uns unvergeßlich. . . . Bitte betrachten Sie dieses Dokument als den Ausdruck unserer Dankbarkeit und Verehrung.« Außerdem bekam ich am 30. Dezember 1979 die »Tauber-Zeitung« zugeschickt mit einem Artikel von Bruno Stern, New York (früher Niederstetten)⁸. Dieser Artikel »Wiedersehen mit Deutschland« erscheint mir sehr lesenswert; er zeugt von einer solch ernsten und zugleich warmherzigen Überlegenheit, daß mir unwillkürlich das Wort Jesu einfiel: »Siehe ein echter Israeliter, an welchem kein Falsch ist.«

Das Nachwort zu diesem Artikel schildert einzelne Geschehnisse von damals um das Ergehen meines Mannes aus der Sicht von Bruno Stern, und ich möchte damit, meine Erinnerungen ergänzend, abschließen.

Von Bruno Stern, New York (früher Niederstetten)

Wiedersehen mit Deutschland 1972

Prolog

Juni, 1972

Es ist jetzt in den frühen Morgenstunden. Ich fliege hoch über den Wolken. Ich bin auf dem Weg zurück zu der Stadt, die ich einmal »meine Stadt« genannt habe. In diesem Augenblick des halben Wachens und halben Schlafens wandern meine Gedanken 35 Jahre zurück – 35 Jahre, ein Menschenalter, gewiß eine lange Spanne in irgendeinem Leben. Ich denke an die Tage meiner Abreise, die Gedanken, die Gefühle und das Erleben. Es scheint, als ob es erst gestern gewesen wäre. So vieles ist seither passiert und so vieles geschehen, das nie wieder rückgängig gemacht werden kann. Ich selbst bin in dieser Stunde der Rückkehr meiner Gefühle nicht sicher. Einen Augenblick möchte ich singen vor Glücklichkeit und im nächsten weinen, weinen ohne Ende.

Ich denke zurück an die kleine Stadt, in der ich einst ein beliebter Junge war, der Sohn eines Kaufmanns, der auch Stadtrat war und mit zu den Führern der Gemeinde gehörte. Wie sich dann alles über Nacht geändert hat und man mir noch nicht einmal einen Gruß erwiderte! Selbst wenn nicht jeden Tag etwas vorkam, so ist doch das Leben mit jedem Tag etwas schlimmer geworden. Vier Jahre lang hielt ich es aus. Trotz dieser Jahre der Verachtung und steter persönlicher Gefahr überfiel mich die große Traurigkeit, als die Zeit meines Weggehens kam. Ich hatte immer noch Hoffnung, daß sich die Lage bessern würde und daß ich nicht fortgehen müßte. Die Würfel waren gefallen, und der Tag meiner Abreise kam. Wie wohl erinnere ich mich dieses Tages; noch heute, wo ich diese Zeilen schreibe, faßt mich die innere Bewegung jener Stunden. Unsere christlichen Nachbarn und Freunde kamen im Dunkel der Nacht, um adieu zu sagen. Eine alte Frau, die mich seit meiner frühesten Kindheit kannte – ich war ein Spielgefährte ihrer Kinder –, nahm mich schluchzend in ihre Arme und klagte zu Gott, daß ich fortgehen mußte. Wieder eine andere fragte meinen Vater, wieso er es zulasse, daß ich gehe. Es schien unfaßbar, und doch wußten alle, daß es keine Möglichkeit zum Bleiben gab. – Nach dem Morgengottesdienst und den ganzen Tag über kamen Leute der kleinen jüdischen Gemeinde, die ahnte, daß sie zum Untergang bestimmt war, aber sich in dieser tragischen Stunde keinen Ausweg wußte.

Einer der schwersten und erregendsten Augenblicke meines Lebens war das Abschiednehmen von meinen Eltern. Ich war der letzte von drei Söhnen, die sie voller Hoffnung großgezogen hatten und der nun das Elternhaus verließ, um in das Ausland zu gehen. Vier Jahre Leben in ständiger Gefahr und Bedrängnis hatten uns eng zusammengebracht. Was wird geschehen? Das Gefühl der Tragödie lag in der Luft. – Auch meine Zukunft war ungewiß. Ich hatte studiert und versuchte einen Beruf zu erlernen. Das Ernten der Früchte für meine große Arbeit unter erschwerten Bedingungen wurde sehr ungewiß.

Ich erinnere mich in dieser Nacht der Rückkehr an die schwerwiegende Entscheidung, die ich kurze Zeit später zu machen hatte. Es war, meine alten Eltern nach Amerika kommen zu lassen und dort Mitverantwortung für sie zu übernehmen. Diese Entscheidung hatte den Weg meines Lebens geändert. Aber ich habe es nie bereut. – Ich erinnere mich in diesen Dämmerstunden über dem Ozean, wie nach dem Krieg die Nachricht zu uns kam, daß die Hälfte der Mitglieder der jahrhundertalten jüdischen Gemeinde umgekommen ist und die andere Hälfte über die ganze Welt zerstreut lebt.

Fünfunddreißig Jahre sind vergangen, seit ich meine Heimatstadt verließ. Für fünfunddreißig Jahre konnte ich sie nicht aus meinen Gedanken entfernen. Es war gerade wie ein Zauber, und ich fühlte, daß ich sie noch einmal sehen mußte, bevor ich sterbe. Ich wollte noch einmal die Wege wandern, auf denen ich in meiner Jugend gewandert bin. Ich wollte noch einmal das Tal sehen, wo ich groß geworden bin, und ich wollte noch einmal auf dem Boden stehen, den wir einst unser eigen nannten. Ich wollte noch einmal auf den alten Friedhof gehen, der hoch oben auf dem Berg liegt und wo Generationen meiner Vorfahren begraben liegen. Ich wollte noch einmal das Singen der Vögel und das Läuten der Glocken hören. Ich wollte noch einmal das Brot versuchen, das ich aß, als ich jung war. Ich wollte noch einmal die Blumen und das Gras auf dem Feld sehen und riechen. Und was mir noch am Herzen lag, ich wollte noch einmal die sprechen, die meine Freunde waren und die Freuden der Jugend mit mir teilten.

Was werde ich vorfinden? Wie werden meine Gefühle sein? Wird die Aufregung des Augenblicks mich überwältigen? Dieses sind die Gedanken und Fragen und Zweifel dieser Stunde, die mein Gemüt bewegen, und ich kann nicht vorhersehen, was die nächsten Tage bringen werden.

Epilog

Oktober, 1972

Es ist jetzt Oktober 1972, und ich versuche, rückblickend meine Gefühle über mein Wiedersehen mit Deutschland zu beschreiben. Es ist sehr schwierig. Hier in Amerika konnten manche meiner Bekannten nicht darüber hinwegkommen, daß ich nach Deutschland gegangen bin, noch weniger konnten sie es verstehen, daß es mir gut dort gefallen hat.

Ich habe nichts vergessen und nichts vergeben, und doch besuchte ich das Land, wo wir so viel gelitten haben. Ich besuchte die Plätze, die ich Heimat nannte, die Orte, wo jede Straße und jede Ecke mir eine Geschichte erzählten, und die Orte, wo ich noch viele Freunde hatte. – Ich werde gefragt: Hat dir jedermann gesagt, daß sie keine Nazis waren? Darauf muß ich antworten: Niemand brauchte mir etwas zu sagen. In einer kleinen Stadt wie meiner Heimatstadt wußte man genau, wer einer war und wer nicht. Ich habe die Stadt im Jahre 1937 verlassen, und meine Eltern sind von dort im Jahre 1938 ausgewandert. Überraschenderweise hatten wir selbst um jene Zeit noch viele Freunde. Der Durchschnittsbürger konnte sich nicht gegen das Regime auflehnen. Selbst in unserer Stadt gab es welche, die es taten, und sie mußten es teuer bezahlen. Die Würfel sind nicht 1937 oder 1938 gefallen, sondern

im Jahre 1933, als mancher gute Bürger nicht seinem Gewissen gehorchte und sagte: »Laßt sie es einmal probieren.« Gerade wie jeder einzelne Mensch, so muß auch jedes Volk wachsam sein, daß seine Taten mit dem Gewissen Hand in Hand gehen. Wenn das nicht der Fall ist, dann zieht eine böse Tat die andere nach. Bis es den Leuten zum Bewußtsein kommt, daß sie falsch gehandelt haben, ist es schon zu spät. Ich habe meine Brüder und Schwestern nicht vergessen, die, die ich kannte, und die, die mir unbekannt waren. Ich habe ihre Leiden nicht vergessen. Es gibt schlechte Menschen unter allen Völkern, und mein Herz schreit auf für die, die leiden müssen durch deren Handlungen.

Der aufregendste Augenblick meines Aufenthalts kam an einem Sonntagnachmittag in einer Wirtschaft im Ort. Der städtische Fuhrunternehmer, den ich schon seit meiner frühesten Jugend kannte, war da. Er war ein Mann in den 80er Jahren. Er erzählte mir, wie ihm befohlen wurde, Anordnung zu treffen, die Koffer derer, die zu deportieren waren, an den Bahnhof zu bringen. Beim Gedanken an diesen letzten Abzug weinte der alte Mann und erzählte mir, wie schwer es ihm kam. Er entschuldigte sich. Er hätte es nicht brauchen, denn ich wußte, daß er an jenem verhängnisvollen Tag in den 1940er Jahren genauso innerlich bewegt war. Es war zu spät, niemand konnte sich widersetzen, und wer es tat, überlebte es nicht.

Der Krieg und die Nachkriegszeit brachten viel Schmerz und Elend über alle auf allen Seiten. Gewöhnlich ist es so, daß der einfache Bürger und die Unschuldigen am meisten leiden. – Ich ging zurück zu meiner Heimatstadt, wo ich die ersten 25 Jahre meines Lebens verbrachte, und ich fand, daß ich noch viele meiner Wurzeln dort hatte.

Möge das Gedenken an all die Unschuldigen, die umkamen, und all die Guten, die so schwer zu leiden hatten, und all die Tapferen, die Mitleid zeigten im Angesicht des gewissen Todes, eine Leuchte sein für die Überlebenden auf allen Seiten und ermutige sie in ihrem Bestreben für Frieden, gegenseitige Achtung und eine bessere Welt.

Nachtrag

Der tief religiöse evangelische Pfarrer Hermann Umfrid ist etwa 1930 als Stadtpfarrer in Niederstetten eingesetzt worden. Er war schnell bekannt und erfreute sich bei allen Kreisen der Bevölkerung großer Beliebtheit. Seine Frau war eine Enkelin des Komponisten Silcher. Das Ehepaar hatte vier kleine Kinder. Als es Ende 1932 oder Anfang 1933 darum ging, ob die Turnhalle für politische Versammlungen freigegeben wird (es kam nur die NSDAP in Frage), sagte Stadtpfarrer Umfrid: Man muß alle hören. Die Halle wurde freigegeben.

Im März 1933 war in Niederstetten eine sogenannte »Polizeiaktion«, bei der jüdische Männer schwer mißhandelt wurden. Am darauffolgenden Sonntag predigte Stadtpfarrer Umfrid gegen diese Ausschreitungen. Von jener Zeit an hatte er sich den Haß der Machthaber zugezogen. Noch einige Male fand er das, was er sah und hörte, im Gegensatz zum Evangelium. Im Januar 1934 kam er in Schutzhaft. Nach seiner Rückkehr hat er Selbstmord verübt.

Die noch Überlebenden der jüdischen Gemeinde Niederstetten haben im Jahre 1979 zum Andenken an den mutigen Pfarrer einen Ehren-Hain in Israel pflanzen lassen.

Anhang

1. Predigt von Hermann Umfrid

gehalten in Niederstetten am Sonntag, 26. März 1933, einen Tag nach dem Judenpogrom, der in Niederstetten und in anderen Orten des hohenlohisch-fränkischen Gebietes am 25. März 1933 stattgefunden hatte, unmittelbar nach dem Staatsakt (Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933).

Schriftworte:

Matth. 6,33 Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Übrige alles zufallen.

7,7 Bittet, so wird euch gegeben! Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan!

10,28–33 Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht töten können. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle.

Wer nun mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.

Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Dennoch fällt deren keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählt. Darum fürchtet euch nicht; ihr seid besser als viele Sperlinge.

Sonntagswort auf Lätare: Joh. 6,16–21 (Jesus auf dem Meer).

Liebe Gemeinde!

Wenn eine Umwälzung geschieht, wie diejenige, die 1918 geschah, oder diejenige, die wir jetzt erleben, so ist es falsch, nur menschliche Urheber zu suchen oder menschliche Führer verantwortlich zu machen, die man dann, je nach der Stellung, die man einnimmt, lobt oder tadelt, verehrt oder haßt. Es ist auch falsch, bei den Ursachen nur danach zu fragen, wer die Schuld hätte, oder wer das Verdienst hatte, daß es so weit gekommen ist. Sondern es ist nötig, den Blick auf den Höchsten, Gott, zu lenken. ER ist es, der die Erde erschüttert, daß sie bebt. ER ist es, der die Berge gebaut hat und hat sie übereinander geworfen in ungeheuren Umwälzungen. ER baut sich auch die Berge der Völker. ER wirft sie übereinander. ER reißt die Höhen um, ER hebt die Täler empor, daß nichts mehr bleibt am alten Platze. ER ist es. ER hat die Kaiser und die Könige umgeworfen. ER hat die anderen an ihre Stelle gesetzt. Und ER hat diese wieder weggeschoben.

In solchen Zeiten übt Gott Vergeltung. ER rächt Sünden. ER rächt Versäumnisse. ER legt den Schuldzettel vor und läßt sich bezahlen. Und dabei geht es wahrhaft furchtbar zu. Furchtbar gerecht und, menschlich gesehen, auch furchtbar ungerrecht. Denn Gott läßt bei solchen Geschehnissen auch Ungerechtigkeiten zu. ER straft den Ungerechten und läßt mitleiden den Gerechten!

Es rächen sich damals die Sünden der Kaiser und der Fürsten. Getroffen wurden aber auch Gerechte unter ihnen. Es rächen sich jetzt die Sünden der Hetzer und Brandstifter und Totschläger an ihnen selbst. Es rächen sich die Sünden der Juden an ihnen selbst. Es rächen sich die Sünden und die Versäumnisse der Volksmänner. Aber es werden mitgetroffen auch die Gerechten unter ihnen. Von Gott! Versteht Ihr, von Gott!! Der die Völker umeinandersetzt, bis die Schöpfung ist, wie sie sein soll. Bis sein Ziel erreicht ist. Und es kann viel schwerere Umwälzungen geben als diese, die unser Volk erlebt hat und jetzt erlebt. Und niemand weiß, was noch auf uns wartet.

Liebe Gemeinde! Wer heil aus solch einem Umsturz kommt, wer sein Leben retten durfte bisher – kann Gott danken. »Daß Feuersflammen uns nicht allzusammen mit unsern Häusern unversehns gefressen . . . Daß Dieb und Räuber unser Gut und Leiber nicht angetastet haben noch verletzt – dawider hat sein Engel sich gesetzt« – sein Schutz. Daß soweit die Ruhe und die Ordnung gewahrt worden ist – daß der Bürgerkrieg nicht zum offenen blutigen Ausbruch gekommen ist –, dafür sollen wir danken – aber demütig, nicht als hätten wir's geschafft und hätten Grund, Siege zu feiern.

Aber was fordert die Lage von uns?! So fragen sich viele. Wieviele Ängstliche, Verscheuchte gibt es jetzt, die nicht mehr wagen, ein lautes Wort zu sagen – was sollen wir tun? fragen sie jetzt – da die Berge stürzen und die Erde des Volkes erbebt? Was fordert die Lage von uns, fragen auch aufrechte und tapfere Männer, fragen alle verantwortlichen Männer, die ein Amt haben. – Ja, liebe Freunde! Wir müssen das fragen und überlegen – aber wir müssen zugleich bei unserem Überlegen die andere Frage mitstellen: was fordert Gott von uns? Gott! – der nicht nur der Berge und der Wellen Gott ist, der der Menschen Gott ist. Er, der menschlich spricht, so daß wir es verstehen in unserem Gewissen. Wenn unser Gewissen wach ist. Der spricht: Ich will durch euer Gewissen zu euch sprechen, und durch euer Gewissen will ich die Wogen des Umsturzes dämmen. Durch euer Gewissen will ich euch Leben geben und Frieden und Heil. Folget mir!! – Aber wenn ihr mir nicht folget – so werde ich euch in tiefere Not stürzen. Ich werde immer wieder zerbrechen, was sich selbst erhöht, und werde verderben, was mir sich widersetzt, und umbringen und verwesen lassen, was nicht aus mir lebt. – Ich, der Herr. – Er droht, wie er immer droht. Aber er lockt und mahnt zugleich, barmherzig und gnädig. Und so wendet er sich zu den Gewinnenden, die jetzt aus dem Umsturz gewinnen. Zu den Hoffenden. Nun spreche freilich ich – der Mensch – aber in Gottes Auftrag: Liebe Freunde! Jedermann versteht Eure Freude, da eine große Hoffnung für Euch in Erfüllung gegangen ist, und Euren Führern so viel Macht gegeben worden ist. Ich glaube, das verstehen wir alle. Auch teilen wir ja alle – ich glaube wirklich alle! – die inbrünstige Hoffnung auf einen deutschen Wiederaufstieg. Ja, wir können sogar ganz wohl die Fahne ehren und sogar lieben, auf der das Sonnenrad, das alte deutsche Lebenszeichen abgebildet ist, dieses Zeichen der immer sich erneuernden Kraft. Wir teilen auch die hohen Ziele, die Ihr vor das Volk hinstellt: es sind unsere eigenen, der Christen Ziele: Gemeinnutz gehe vor Eigennutz! Ehrlichkeit! Treue! Deutsche Art!

Aber vergesst nicht, daß jetzt erst die große Arbeit beginnt: die harte stetige Arbeit, daß aus Euren vielen Hoffnungen Wirklichkeiten werden, daß die hohen Grundsätze auch wirklich getan werden, und zwar von Euch selbst! Ihr wisst, was deutsch ist. Seid treu und wahr! und Ihr wisst, daß dies jetzt heißt: seid Ihr alle jeder selbst treu und wahr! Wißt Ihr, wie der Mensch ist? Er ist eigennützig; jeder ist eigennützig, und jeder muß in harter Schulung und im Kampf gegen sich selbst lernen, gemeinnützig zu sein. Wißt Ihr also, daß Ihr gegen Euch selbst kämpfen müßt, daß Ihr Euch selbst reinigen müßt, damit auch Euer Eigennutz Platz mache dem Nutzen des Ganzen? Wißt Ihr, daß so allein Aufstieg kommt? Wißt Ihr auch dies, daß Macht haben gleichbedeutend ist mit Verantwortung haben – vor Gott – was mit dieser Macht geschieht? – In Potsdam in der Nikolaikirche vor dem Reichspräsidenten und vielen Reichsboten sagte der evangelische Generalsuperintendent, der Doktor der Theologie Dibelius: »Ein neuer Anfang staatlicher Geschichte steht immer irgendwie im Zeichen der Gewalt. Wenn der Staat seines Amtes waltet gegen alle, die die Grundlagen der staatlichen Ordnung untergraben, den Glauben verächtlich machen oder den Tod fürs Vaterland begehren, so soll er in Gottes Namen seine Macht brauchen. Aber (sagte er), wir wären nicht wert, eine evangelische Kirche zu heißen, wenn wir nicht mit demselben Freimuth, mit dem es Luther getan, hinzufügen wollten: staatliches Amt darf sich nicht mit persönlicher Willkür vermengen.« Und der Reichskanzler selbst hat seine Hilfstruppen feierlich aufgefordert, strenge Zucht zu halten und sich keine Übergriffe zu erlauben. Das war gerecht und eines Staatsmannes würdig. Denn Strafen und Macht brauchen darf nur die Obrigkeit, und alle Obrigkeit hat über sich die Obrigkeit Gottes und darf Strafe nur handhaben gegen die Bösen und nur, wenn gerechtes Gericht gesprochen ist. Was gestern in unserer Stadt geschah, das war nicht recht. Helfet alle, daß der Ehrenschild des deutschen Volkes blank sei!

Gott wendet sich aber auch zu den Verlierenden. Bei jeder Umwälzung gibt es Verlierende, die in Zorn und verständlicher Trauer beiseite stehen. Ich glaube, Gott wird sagen: Sehet nicht nur das Dunkle und Schwere! Sehet auch das Gute und Zukunftverheißende. Vertrauet der jungen Kraft, die jetzt heraufkommen will. Vertrauet Mir, Eurem Gott! Nähret keinerlei Rachedgedanken: Auge um Auge, Zahn um Zahn, das ist nicht christlich. Stehet nicht verbittert beiseite! Sachliche, treue Arbeit wird sich unter jeder Obrigkeit durchsetzen. Daß das deutsche Volk wirklich deutsch lebe und wirklich ein Volk werde, dazu sollt auch Ihr mithelfen. Dazu muß jeder beitragen. Dazu braucht Gott alle Glieder dieses Volkes. Dazu braucht Gott auch Euch!

Ja, liebe Gemeinde, Gott spricht zu einem Jeden das nötige Wort. Und wenn wir folgen, so kommt daraus für unser ganzes Volk und für jeden Einzelnen Leben, Heil und Frieden! Unser Volk ist unterwegs im Schiff auf dem Meere, und das Meer geht hoch. Aber ER ist in der Nähe. Ruft ihn, daß ER in unser Schiff trete! Er unser Retter.

Das walte Gott!

2. Schreiben der Niederstetter Jugend

Niederstetten, den 3. Juni 1932

Sehr geehrter Herr Umfrid!

Da die auf letzten Sonntag geplante Morgenwanderung oder Morgentour wegen schlechten Wetters nicht stattfinden konnte, möchten wir Sie bitten, ob Sie am kommenden Sonntag nicht eine solche Morgenwanderung mit uns unternehmen würden. Wenn es am letzten Sonntag schön gewesen wäre, wären wir sehr zahlreich erschienen.

Auf Ihre freundliche Einladung, wo wir freudig darauf warten, begrüßt Sie und Ihre werte Familie,

eine Anzahl der Niederstetter Jugend.

Hoffentlich ist das Wetter schön.

3. Feier bei der Beerdigung von Hermann Umfrid gehalten am 24. Januar 1934 in Stuttgart von Pfarrer Rudolf Daur.

Der Tod spricht:

... Ich bin ein Bote nur

des, der da webt im ewigen Azur.

Gern legt' ich Stundenglas und Sense hin,

im Geisterreich zu kreisen still um Ihn.

Allein er winkt, und also muß ich gehn,

der Menschheit ewigen Jammer anzusehn,

muß wandern durch das Früh- und Abendrot;

man fürchtet mich und nennt mich schauernd: Tod.

Das ist ein Name für das große Grau'n,

das namenlos und schrecklich anzuschau'n,

durch das, in Nacht und Dunkelheit verhüllt,

des tief Lebendigen Wille wird erfüllt.

Heimholer bin ich, Führer in das Licht,

Gefängnisbrecher, Löser von dem Bann,

den Fleisch und Blut um durst'ge Seelen flicht.

So begrüßt mich auch ein Wanderer dann und wann,

der mich erkennt und mein göttlich Tun;

den trag' ich dankbar lächelnd aus dem Streit...

Allein, wann werd ich selbst einmal befreit

und darf zu Gottes Füßen endlich ruhn?

Anna Schieber

Herr, laß mich sterben, daß du lebst!

Lösch aus, was mich noch an die Enge bindet,

daß all mein Sein in dich hinübermündet,

wenn du mich meinem kleinen Ich enthebst.

O löse von mir alle Eitelkeit,
und was an toten Worten und Gedanken
noch in mir lastet, laß es wanken, wanken,
bis daß ich jubeln kann: ich bin befreit!

H. Fr. Christians

Die zarten Seelen,
die reinen Toren
blicken mit großen,
kindlichen Augen
ins unübersehbare
Meer des Lichts;
die reinen Herzen –
sie schauen Gott.

Urquell des Guten,
Vater der Wesen,
eins nur erfleh' ich
von deiner Allmacht:
Versage mir alles
und gib mir das eine:
ein Kindesauge
Dein Licht zu seh'n.

Terese Köstlin

Ihr lieben Freunde!

In dem wundervollen Buch des jüngst verstorbenen Dichters Paul Ernst »Erdachte Gespräche« steht ein ergreifendes Stück: Das Ende des Lebens. Die Personen dieses Zwiegespräches sind Schiller auf dem Sterbebett und sein junger Freund Heinrich Voss, der ihn pflegte. Ich lese Stücke heraus:

»Voss: Für Ihre Lieben werden die Freunde sorgen. Aber welche Werke hätten Sie noch schreiben können!

Schiller: Meinen Sie? Wie alt wurde Homer? Man sagt, an hundert Jahre; Alexander wurde nur dreiunddreißig alt; der Eine hat das Werk Homers getan, der Andere das Werk Alexanders. Sie sind beide fertig geworden mit ihrer Arbeit, und ich habe nie an ihr Leben gedacht, ob es lang war oder kurz. Wir irren, lieber Freund, wenn wir die Jahre zählen. Wie könnte ich so ruhig sein, wenn mein Werk nicht getan wäre? Nur in unserer beschränkten Anschauung verteilt sich das Leben auf Jahre, in Wahrheit ist das Leben unser Werk. . . . Es war wundervoll! Ich bin immer ein freier Mensch gewesen, und auch jetzt zwingt mich der Tod nicht, ich rufe ihn; er kommt lächelnd, faßt meine Hand und sagt: Nun wirst du einen neuen Weg gehen . . . Ach Freund, welche Ruhe ist in mir, nie habe ich diese Ruhe verspürt, denn bis heute mußte ich immer meine Arbeit tun. Nun ist meine Arbeit getan. Auch diese Ruhe währt ja nur wohl wenige Stunden, bis die Auflösung des Lebens kommt – aber was ist mir jetzt die Zeit; diese Stunden, vielleicht Minuten, sind kostbarer wie lange müßige Jahre.

Voss: Ihre Augen glänzen, Ihr Puls geht fieberisch; der Arzt hat ein Beruhigungsmittel gebracht.

Schiller: Ach, guter Voss, was reden Sie da? Soll ich mich betäuben und den freundlichen Tod ohne Bewußtsein empfangen? Die Kerze flammt höher in den letzten Sekunden – ist der letzte Tropfen Wachs denn so kostbar, daß man das verhüten müßte? . . . Meine Gedanken sind noch nötig, es fehlt wohl noch ein

Baustein in meinem Hause, den muß ich jetzt noch einsetzen – sprechen wir nicht schon seit Stunden zusammen?

Voss: Nur seit Minuten.

Schiller: Merkwürdig. Aber nein, es ist nicht merkwürdig. – Wie gütig ist die Natur! Denken Sie, Voss, mir scheint, ich sehe meine Mutter. Gewiß wird unser Leib in seiner letzten Not uns das Bild heraufbeschwören, das wohl am tiefsten in uns ruhen muß, daß die Mutter uns helfen kann. Das ist so schön; sie kommt mir entgegen, sie winkt zurück; es wird der friedliche Tod sein, dem sie winkt. Ich weiß es ja, dieses Bild ist eine Ausgeburt meines Gehirns, aber ist es nicht ein wunderbar schönes Gleichnis, daß der sterbende Mann die Erscheinung seiner Mutter hat? So gütig ist alles . . . Ich erinnere mich an einen alten Mann aus meiner Kindheit, er hatte so sanfte Augen; nichts weiß ich von ihm, er hat vielleicht auch nichts Besonderes getan, das einer wissen könnte; aber er hat gemacht, daß er als alter Mann diese sanften Augen hatte. Nie habe ich gewußt, bis nun, daß diese Augen Lehrer für mich gewesen sind, daß ich ohne sie ein anderer Mensch gewesen wäre. Ach, wenn ich denken könnte, daß meine Schriften Lehrer für Menschen würden, daß mein Leben nicht erlösche in einem kleinen Zimmer! Nun, für den Mann waren die Augen das Werk; vielleicht sind mein Werk gar nicht meine Schriften, sondern irgend etwas anderes; jener Mann wußte ja auch nichts von seinem wirklichen Werk. Wir wollen geduldig sein, nicht wahr? Wir können ja geduldig sein, denn wir sind so wunderbar ruhig. So oder so, mein Werk habe ich getan, ich weiß es.

Sehen Sie, Voss, meine Mutter führt einen Jüngling an der Hand, einen freundlichen Jüngling. Mutter, ist es der Tod? Du siehst es, ich fürchte mich nicht. Eine Blume hat er in der Hand, er berührt meine Stirn mit der Blume – ist dieses das Ende? Wie schön, wie schön ist das Ende!«

Ach nicht wahr, Ihr Freunde, wie ganz anders ist dies Ende als das unseres Freundes, um dessen Bahre wir hier erschüttert stehen? Dort ein friedvoller Ausklang nach vollbrachtem Werk, hier ein jähes Abreißen der Melodie in einem qualvollen Nichtmehrkönnen. Allein: Ist es nicht doch bloß der äußere Schein, »bewegte Zeltvorhänge« vor einem und demselben tiefen Geheimnis, dem Geheimnis des Lebens und des Sterbens? Ist Krankheit und Tod nicht so oder so das rätselhafte Boot, auf dem eine Seele entflieht, die hier keine Stätte mehr hat? Sagt nicht: »Ja, dort ist der Wille Gottes geschehen, der den Anfang schuf, in dessen Vollmacht allein es steht, das Ende zu setzen, und hier hat ein Mensch in eigenem Willen oder in eigenem Nichtmehrwillen, Nichtmehrlebenwollen und -können den Frieden an sich gerissen, der doch nur Geschenk sein kann?« Was wissen wir von Gottes Willen und Menschen Willen? Wer kann hier in die Tiefe schauen? Was ist für ein Unterschied zwischen der Krankheit der Lunge und der Seele? Ach ja, es bäumt sich alles in uns auf, daß wir aufschreien möchten im Schmerz um dies Unfaßliche, Unmögliche. Und doch: »Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht tue?« Ist auch ein Geschehen, hinter dem nicht in letzter Tiefe dennoch Heil verborgen wäre? »Er war ein brennend und scheinend Licht«, so geht mir's durch den Sinn, wenn ich an diesen Freund und Bruder denke. Es sind Jahrzehnte

hingegangen, seit uns das Leben zusammengeführt hat in sonniger Jugend- und Studentenzeit, seit er unser Verbindungssangwart und Fuxmajor war, der die Kameraden mit seiner wundervollen Lebenslust und seinem gewaltigen Schaffensernst mitriß. Er war in vielem noch ein Kind damals, so rein, so vertrauend, so hingegen an die Wunder der Stunde, aber er war schon da ein brennend und scheinend Licht. Da gab's kein böses Heimlichtun, keinen faulen Frieden, er, der Friedensmensch, rief zum Kampf auf gegen all das, was an unseres Volkes, unserer Jugend Gesundheit zehrte, und er stand immer in der vordersten Front in diesem Kampf, auch im großen Krieg der Völker, der uns mitten aus dem Studium, aus Freundschaft und Fröhlichkeit riß. Das ist ihm, den kein Schlachtenruhm lockte, der an die Bruderschaft aller Menschen glaubte und in des Vaters Spuren ihr mit Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit diente, das ist ihm kein leichter Entschluß und ein herber Weg gewesen. Nicht weil er Wunden und Tod gefürchtet hätte, aber weil er dem Lichte zu dienen gerufen war und ein Grauen in sich trug vor dem Dunkel der Gewalt. Aber er mußte zu den Brüdern stehen, auch kämpfend, verbunden mit ihnen auch im Schwersten. Und es hat schon zum Schwersten gehört, was diesem Kameraden auferlegt wurde; in Gefangenschaft zu geraten und in ganz besonders drückende Gefangenschaft, untätig sein zu sollen, wenn zu Hause und an der Front jeder sein Bestes gab. Untätig, unnützlich sein, er konnte es ja nicht. Er war und blieb auch da, hinter dem Stacheldraht, ein brennend und scheinend Licht. Was Hermann Umfrid unter den kriegsgefangenen Kameraden getan hat, sie ermutigend, sie zur Arbeit, zum frohen Spiel, zum ernstesten Kampf des Denkens sammelnd, und dann, was er zuvor nie gewagt hatte, als Prediger ihnen die ewige Wahrheit kündend, was er dort getan hat, auch mit letzter Kraft sich verschwendend und vielleicht mehr als viele, die sich da und dort Ehren und Orden geholt haben, das steht wohl in keiner Geschichte des Großen Krieges, davon hat er kaum selbst geredet. Aber es ist ein Stück von der Saat einer neuen, helleren Zukunft, die in den dunklen Schoß großen Leidens gelegt ward.

Und dann wurde er ausgetauscht. Die Kraft schien gebrochen durch die Mühen und Entbehrungen, durch das leibliche und seelische Leiden. Er sollte wenigstens in der Heimat sterben dürfen.

Aber da ist das Licht wieder aufgeflammt, und die Flamme war reiner, stärker, innerlicher geworden. Ach, Ihr Freunde, ich kann und will nicht viel darüber sagen, ich weiß nur: »Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nicht«. So oft wir auf Tagungen unseres Köngener Bundes und Freundeskreises der »Kommenden Gemeinde« zusammen waren zu Arbeit, Spiel und Feier, wenn unser Hermann Umfrid dabei war, dann war ein besonderer Ton im Ganzen. Es strömte von seiner rückhaltlosen Ehrlichkeit, von seiner demütigen Güte, von seinem quellfrischen Übermut, von seiner unerbittlichen gedanklichen und seelischen Sauberkeit etwas aus, ohne das wir unsere Tagungen, unsere Gemeinschaft gar nicht zu denken vermochten und nicht zu denken vermögen. Er war ein brennend und scheinend Licht.

Aber das leuchtete weit über diesen Freundeskreis hinaus. Darf ich's ganz schlicht

und persönlich bekennen: Wenn die Erschütterungen der Zeit, wenn das Ringen um das Werden eines Neuen, Besseren in Volk und Staat, wenn die qualvollen Spannungen in der Kirche, die von fast allen Seiten so hilflos, so gar nicht aus dem Wesentlichen herausgeführten Glaubens- und Weltanschauungskämpfe der Gegenwart einen beelendeten und man sich grenzenlos einsam fühlte, dann stand immer wieder mit einem Mal seine Gestalt vor der Seele: Ich hab einen Kameraden. Er ließ sich nicht betäuben durch große Töne, durch schönen Schein, durch Modeschlagworte, woher sie auch kommen mochten, und so viele auch hemmungslos ihrem Bann verfielen. Er sah mit der Klarheit des Kindes und des Weisen, wie völlig das landläufige theologische Gerede vom Bekenntnis und der alleinseligmachenden Wahrheit an der Wirklichkeit, eben an der Wirklichkeit Gottes vorübergeht. Aber er konnte auch nicht einfach bloß darauf losfahren mit denen, die ihm allzusehr die Segel nach dem Wind der Zeit zu richten und die ewigen, unverlierbaren Sterne zu vergessen schienen. Und so stand er immer wieder zwischen den Fronten, einsam, er, der der treueste Kamerad, der hingebendste Bruder war. Und er konnte dort zwischen den Fronten nicht einfach still sich ducken, damit die Geschosse über ihn wegfiegen sollten, er war ein brennend und scheinend Licht. Er mußte kämpfen, er mußte seine Überzeugung sagen und was ihm aufgegangen war als Botschaft für Volk, Staat und Kirche. Unfaßliches Mißverständnis, daß manche in ihm einen Reaktionär oder einen liberalen Individualisten vergangenen Schlages sahen, weil er seinen eigenen Weg ging. Das Heil unseres Volkes brannte ihm auf der Seele. Er hat ein wundervoll freies, unbefangenes Ja gehabt zu allem lebendigen Werden, auch wenn es andere Formen annahm, als er erwartet hatte. Und er stand innerlich auf Felsengrund, auch wenn er und gerade weil er ein ewig Suchender, Fragender und Ruheloser war.

Ach, daß wir dies brennende und scheinende Licht nicht noch ganz anders gehütet haben! Immer wieder überfällt's uns: Warum werden solch seltene Menschen nicht noch ganz anders getragen, ich meine nicht getragen als liebenswürdige Sonderlinge und weltfremde Idealisten, sondern mit innerster Anteilnahme getragen von tausend Händen und Herzen, getragen auf einem Strom der Liebe, des Vertrauens, des Verstehens und der Dankbarkeit! Wir klagen niemand an, nicht einmal, wozu wir allein das Recht hätten, uns selbst. Wir wissen ja: In des Schicksals Speichen zu fallen, ist menschlichen Händen nicht gegeben. Er war ein brennend und scheinend Licht. Nun hat sich der Docht verzehrt. Er hat sein Letztes, sein Innerstes gegeben. In seinem letzten Brief nach Weihnachten schrieb er mir noch: »Wir sind froh, daß wir über die Festtage hinaus sind, sie waren nicht leicht bei den ewigen inneren Auseinandersetzungen. Ich muß Gott bitten, daß er einen innerlich zusammenhält, sonst wird man zerrissen.« Nun ist er ein Opfer geworden für eine in Geburtswehen erschütterte Welt und Zeit. Von ihm gilt das Wort des Dichterpropheten: »O, meine Brüder, wer ein Erstling ist, der wird immer geopfert. Nun aber sind wir Erstlinge. Ach, meine Brüder, wie sollten Erstlinge nicht Opfer sein? Aber so ist es unsere Art, und ich liebe die, welche sich nicht bewahren wollen. Die Untergehenden liebe ich mit meiner ganzen Liebe: Denn sie gehen hinüber.« Und wir wissen: Sie sind nicht

umsonst gebracht, diese Opfer reiner Seelen. Sein Leben »erlischt nicht in einem kleinen Zimmer«. Wenn von einem Otto Bruders Lied gilt, dann von ihm:

Wir sind wie Feuer, die lodernd brennen,
und brennen wir auch nur eine Nacht,
so haben wir Gluten über Gluten,
und Helligkeit übers Land gebracht. –
Wir sind wie Sterne über dem Meere,
und hat sich uns nur ein Schiffer geneigt,
so haben wir einer suchenden Seele,
im Dunkel den sicheren Weg gezeigt. –

Wir sind wie Blumen auf den Feldern,
und haben wir einem nur geblüht,
so haben wir Freude über Freude,
getragen in ein sehrend Gemüt. –
Denn unser Wesen ist: zu leuchten!
und unser Segen ist: zu blühh!
doch brennend wollen wir verbrennen
und glühend wollen wir verglühn!

Freunde, es soll hell bleiben in unseren Herzen, wenn wir an diesen Kameraden denken. Wir wollten nicht nur eine Weile in seinem Lichte fröhlich sein, und wir wollen nicht in das Dunkel der Nacht starren, als hätte sie seine liebe Gestalt verschlungen. Er ist, wir sind dessen gewiß, ins Licht gegangen, wie er aus dem Licht kam und aus dem Licht lebte. Wir wollen wie die griechischen Fackelläufer die Fackel, die des einen Hand entsank, aufnehmen und weitertragen. Wir wollen fester zusammenstehen, wie eine Mauer stehen, um die Seinen, die er zurücklassen mußte, um die in unerschöpflichem Leide gereifte alte Mutter, um die ihm so eng verbundenen Schwestern, um sein tapferes Weib und die Kinder, seine Kinder, Strahlen aus der Sonne seines Herzens. Brennende und scheinende Lichter, die Welt braucht sie, auch heute, gerade heute. Dunkler ist's geworden, als er von uns ging. Heller soll es werden in einem großen, tapferen Ja. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.

In seinem Namen fing ich's an,
in seinem Namen leg ich's wieder hin;
was ich verloren hab', das sei vertan – –
ich nenn's Verlust, und's ist vielleicht Gewinn!
Hinaus denn auf den weiten Ozean,
und wär's zu neuem Schiffbruch! Hoch den Sinn!
Nun blas' ins Segel, Wind, nein – Sturm, nein – Feuer!
Und du, du dunkler Gott, bleib treu am Steuer!

Emil Gött

Wir Amtsbrüder des Blaufelder Bezirks sind schweren Herzens ins neue Jahr eingetreten, aber niemand von uns ahnte, daß uns und einer Familie unseres Kreises in kurzem so Schweres bevorstehe und wir stehen müßten am Grabe des Mannes, von dem wir hofften, daß er unserem Kreise, seiner Gemeinde, unserer Kirche und unserem deutschen Vaterlande noch Wichtiges zu geben habe.

Immer wußten wir, daß er ein Kämpfer war und daß sein Kampf schwer war. Und nun, da er gefallen ist im Kampf, im Kampf des evangelischen Pfarramtes und der Seelsorge, im Ringen um die Wahrheit, nun müssen wir uns anklagen, daß wir ihm nicht verständnisvoller und treuer beigestanden sind. Tief demütigt es uns, daß wir nicht mehr tragende Kraft des Glaubens und der Liebe, nicht mehr Schärfe des Blicks für seine besondere Not, nicht mehr Treue und Fürbitte hatten, unseren kämpfenden Freund zu stärken.

Aber das wollen wir geloben: nicht umsonst soll er unter uns gewesen sein. Wir haben von dem lebenden Freund immer wieder lernen und uns anspornen lassen dürfen, durch seinen Ernst, seine Gründlichkeit, seine seelsorgerliche Gewissenhaftigkeit und Treue, seine seelische Feinheit und seine Demut, seinen tapferen Mut und seinen Eifer um Wahrheit und Gerechtigkeit, seinen Willen, wo er auch war, geistiges Leben zu pflanzen und Freude zu schaffen – unter beständigem Ringen mit den finsternen Mächten, die gerade sein Gemüt immer bedrohten. Nun, da unser Freund zu unserem großen Leid von uns gegangen ist, nun wollen wir ihn erst recht mitten unter uns stellen und lernen von dem, was groß an ihm war.

Das Glück des Pfarrers hat er erlebt; daß das Wort der Schrift vor unsern Augen aufspringt und zur Quelle des Lebens und der Wahrheit wird. Mit welcher Herzenswärme und Eindringlichkeit vermochte er seinen, ach nun so arm gewordenen Schulkindern und seiner Gemeinde dies Wort auszulegen; mit welcher Kunst verstand er, es hineinzuleiten in die vielverzweigten Kanäle des Seelenlebens! Aber auch das Leid des Pfarrers hat unser Freund erlebt, schwerer als wir alle: die große Einsamkeit. Doch in aller persönlichen Not und selbst in der Qual seiner letzten Tage hat er gerungen mit den Aufgaben seines Amtes. Noch in voriger Woche schrieb er mir in Besorgnis um den Gemeindedienst und die Volksmission. Seiner Hand sind nun die Waffen entglitten. Wir aber wollen sie aufnehmen und weiterkämpfen und um so treuer weiterschaffen an dem Werk, für das er gelebt und gelitten hat. »Uns ist vertrauet das Evangelium zu predigen, also reden wir, nicht als wollten wir den Menschen gefallen, sondern Gott, der unser Herz prüfet« (1. Thess. 2,4).

Anmerkungen

- ¹ Auf dem Nachhauseweg sagte Hermann Umfrid zu mir: »Er muß mir die Edda lesen. Er sagte mir zu, bei einem unserer Wintervorträge über die Edda zu sprechen.« – Hermann Umfrid hatte nämlich für die Arbeitslosen Vorträge eingerichtet, die im Winterhalbjahr alle vier Wochen in Kaisersbach stattfanden und bei denen jeweils ein Fachmann über sein Thema sprach: ein Steuerinspektor über Steuern; ein Arzt über Alkoholismus; ein Lehrer über das Volkslied und die Singbewegung usw. Diese Vorträge waren nicht nur von Arbeitslosen, sondern auch von anderen Erwachsenen jeden Alters so gut besucht, daß der Schulsaal jedesmal überfüllt war.
- ² Dazu *Paul Sauer*: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern. 1968. S. 14–15.
- ³ *Sauer* (wie Anm. 2) S. 135 (Pogrom in Niederstetten 1933).
- ⁴ *Sauer* (wie Anm. 2) S. 65 (Pogrom in Creglingen 1933).
- ⁵ Die Predigt vom 26. 3. 1933 ist im Anhang abgedruckt.
- ⁶ *Sauer* (wie Anm. 2) S. 65. (Verwahrung des Landrats von Mergentheim beim Württ. Innenministerium gegen den Pogrom in Creglingen, Niederstetten, Mergentheim usw. und für den Wiederholungsfall Androhung mit der Entziehung seines Amtes als Landrat.)
- ⁷ Siehe Briefchen der Niederstetter Jugend im Anhang.
- ⁸ Der Abdruck dieses »Nachworts« erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Herrn Bruno Stern/New York (†). Bruno Stern hat das Buch »Meine Jugenderinnerungen an eine württembergische Kleinstadt [Niederstetten] und ihre jüdische Gemeinde« (Stuttgart 1968) geschrieben (D. Red.).